

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 6 (1953-1954)
Heft: 33

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Martin Luther

Produktion: Lutheran Church Productions, New York, und
Luther-Film GmbH., Stuttgart
Regie: Erving Pichel
Verleih: Präsens-Film

FH. Welch dramatischer Stoff für Amerika! Was könnten mit den riesigen Mitteln, welche Hollywood für historische Monstre-Filme zur Verfügung zu stehen pflegen, für «herrliche» Reformations-Schaufilme geschaffen werden! Einen dramatischen Auftritt nach dem andern könnte man hinschmeißen, einer effektvoller als der andere. Alles inmitten eines unbegrenzten Aufwandes an Bauten und Kostümen, mit einer herrlichen Star-Parade um einen männlich-schönen, siegreichen Luther...

Das mögen die ersten Gedanken auf die Nachricht gewesen sein, wonach ein amerikanischer Luther-Film gedreht würde. Jetzt ist er da und hat uns mehr als überrascht. Das ist keine verfilmte, trutzige Helden-Ballade, sondern eine tief-ernste, sehr zurückhaltende Darstellung der großen, geistigen Entscheidung der Reformation, nicht bloß des äußern Verlaufes, und unter Vermeidung jeder leeren Effekthascherei. Sogar die sehr filmwirksamen Szenen aus dem Bauernkrieg sind wieder herausgeschnitten worden. Etwa 25 Jahre Geschichte ziehen vorüber, angefangen von Luthers Entscheidung, Mönch zu werden, bis zur Augsburger Konfession. Selbstverständlich können nicht alle wichtigen Ereignisse eines solchen Vierteljahrhunderts in einen Spielfilm üblicher Länge hineingedrängt werden; Verkürzungen und Vereinfachungen gegenüber dem historischen Tatbestand sind unvermeidlich. Aber sie sind hier in äußerst geschickter Weise vorgenommen worden, so daß der Geist des Films den Geschehnissen jener Zeit sehr nahe kommt. Gewiß kann historische Treue nur annähernd erreicht werden, spätere Zeiten werden da wieder zu neueren und tieferen Erkenntnissen kommen, aber das Menschenmögliche wurde hier getan, um den wahren Sachverhalt entsprechend den neuesten Einsichten nachzuzeichnen.

Wir wollen hier nicht die Szenenfolge im einzelnen verraten. Sehr schön ist die Entwicklung aufgezeichnet, welche von Luthers Gewissenskämpfen zur Bildung der christlichen Gemeinde führt, wie aus seinem Zeugnis schließlich das Zeugnis der Gemeinde wird. Aber das Bemerkenswerteste ist die Auswirkung der eigenen, erlittenen Glaubensentscheidung Luthers auf seine Umgebung, die dadurch ebenfalls zur Entscheidung aufgerufen wird — wie wir alle. Die Gewissen all dieser Männer und Frauen wurden vor Gott aufgerufen, ohne jede Mittlerschaft einer Kirche. Der verschüttete, unmittelbare Weg zu Gott, dem mehr zu gehorchen ist als den Menschen, wurde wieder sichtbar.

Die Kunst des Weglassens wurde vor allem auch in den Dienst der Schonung katholischen Empfindens gestellt, sogar auf die Gefahr hin, daß deswegen einige Lücken oder Mißverständnisse entstehen können. Selbstverständlich wird in diesem protestantischen Film einiges die Katholiken trotzdem schmerzen, das ist unvermeidlich. Der Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Haltung ist fundamental und noch genau so grundsätzlich wie vor 430 Jahren. Dazu kommt, daß Luthers eigentlicher Gegenspieler, Papst Leo X., der im Film leider etwas zu kurz behandelt wird, wie seine Vorgänger und unmittelbaren Nachfolger das damals übliche Genußleben eines prachtliebenden, italienischen Renaissance-Fürsten führte, was notwendigerweise die Entartung der damaligen Kirche verstärkte. Das konnte im Film, an dem übrigens als deutscher Berater Pfarrer Heineemann, ein ehemaliger katholischer Theologe, mitwirkte, nicht wegbleiben. Man wird diesen auf katholischer Seite als ein Dokument protestantischer Ueberzeugungen aufnehmen und anerkennen müssen. Wenn man ihm dort andererseits vorhält, er sei ein Film der verpaßten Gelegenheiten und wisse nichts von einem brüderlichen Gespräch zwischen den Konfessionen, so ist das bestenfalls ein rhetorischer Vorhalt. Für ein solches Gespräch oder gar für eine gemeinsame filmische Gestaltung der Reformationszeit fehlen sowieso alle Voraussetzungen.

in einer Zeit, wo der Katholizismus grundsätzlich die Minderwertigkeit des Protestantischen noch immer offiziell verkündet, die Protestanten demzufolge dort, wo er die Macht dazu hat, noch immer schwerstens an Leib und Gut verfolgt werden, und unsere Schweizer Katholiken kein Wort dagegen finden.

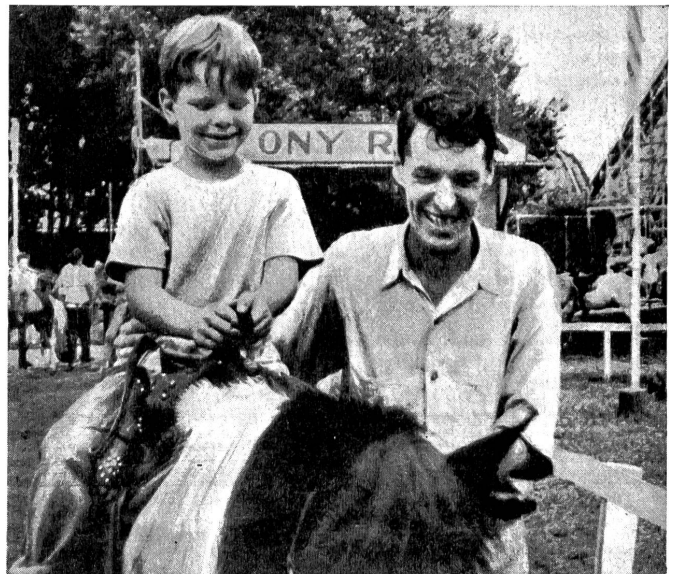
Erfreulich ist auch, daß der Film nicht mit bekannten Stargesichtern arbeitet. Fast alles sind Schauspieler, die wir erstmals sehen. Verzeichnet scheint uns der Kaiser, etwas weniger Luthers stille Frau, deren Part schon im Drehbuch nicht sehr glücklich angelegt ist. Hervorragend McGinnis in der entscheidenden Rolle Luthers, der keineswegs den Rebellen gibt, sondern sehr richtig den in seinem Gewissen gefangenen, an Gottes Wort gebundenen Menschen. Er gibt dem Film dadurch seinen Charakter, wenn auch die übrigen Schauspieler ebenfalls ausgezeichnet geführt werden. Bemerkenswert auch die Sorgfalt, die auf Echtheit der Kostüme, der Bauten und des Zeitgeistes verwendet wurde.

Und nun soll sich ein jeder mit diesem bedeutenden Film und den vielen Fragen, die er aufwirft, auseinandersetzen, damit er Frucht trägt. Es wird nicht leicht sein und bis dahin vermutlich längere Zeit brauchen, da man ihn nicht zur bloßen Unterhaltung ansehen kann, viele Leute aber nur deswegen ins Kino gehen. Man wird deshalb geduldig für ihn arbeiten müssen. Wir haben aber hier Gelegenheit, zu beweisen, ob wir gute Filme mit uns unmittelbar angehenden, ernsten Stoffen in der rechten Weise zu würdigen wissen.

Die große Hoffnung (La grande speranza)

Produktion: Italien, Excelsa-Films
Regie: Duilio Coletti Verleih: Europa-Film

ZS. Ein U-Boot-Film aus Italien. Das Thema der Menschlichkeit im Kriege wird hier einmal in den engen Bauch eines solchen Fahrzeugs verlegt. Der Gedanke ist filmgerecht, der Stoff kann verdichtet werden, weil hier eine Anzahl verschiedenartiger Menschen auf engstem Raum zusammengepfercht sind und nicht ausweichen können. Sie bleiben aufeinander angewiesen, jeder hängt vom andern ab. Als der Kommandant einen Transporter versenkt, vernichtet er nicht gleichzeitig auch die Schiffbrüchigen, die sich retten konnten, wie es üblich war. Er nimmt sie auf, obwohl sein Boot in keiner Weise dafür eingerichtet ist und eine solche Handlung soldatisch kaum verantwortet werden kann. Nicht nur gefährdet er dadurch sein Schiff, sondern das Leben seiner



Ein neuer Film aus der Welt des Kindes voll wärmster Menschlichkeit ist in der Schweiz angelaufen: «Der kleine Flüchtling.» Hier ist der Durchbrenner auf dem Rummelplatz bei seiner Lieblingsbeschäftigung: Pony-Reiten.

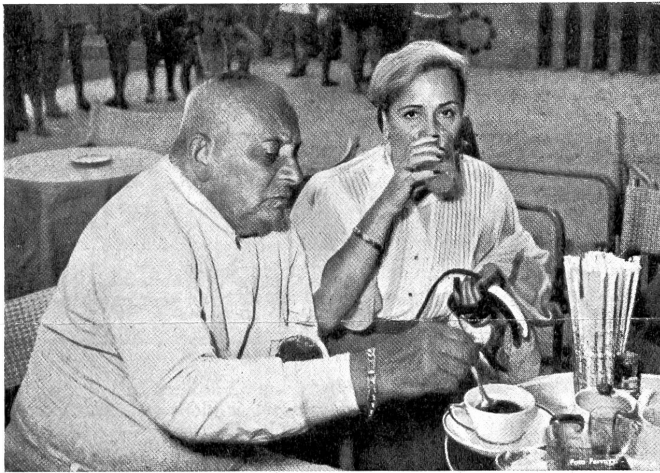
Untergebenen und Kameraden, ohne übrigens die Schiffbrüchigen mit Sicherheit retten zu können.

Nicht alles wirkt ganz überzeugend, aber eine gute, gar nicht melodramatische Regie und ein vorzügliches Spiel macht das Ganze glaubhaft und hebt den Film über die Ebene des gewöhnlichen Kriegsfilmes hinaus. Irgendwie scheint alle, Freund und Feind, ein unsichtbares Band zu umschlingen, nicht nur die Not der gemeinsamen Lebensgefahr, sondern ein tieferes Bewußtsein menschlicher Zusammengehörigkeit, ob wohl kein Wort darüber gesprochen wird. Sympathische Einzelheit: Einem schwarzen Gefangenen wird zu Weihnachten für die Weihnachtskrippe ein schwarzes Jesuskind überreicht, ein kleiner Hinweis auf die Gemeinschaft, trotz Krieg und Haß.

So stirbt man nicht (On ne meurt pas comme ça)

Produktion: Frankreich, Vox
Regie: Jean Boyer
Verleih: Regina

ZS. Erich v. Stroheim hat einen Namen zu verlieren. Viele, die sich ernsthaft mit dem Film befassen, wissen um seine Stellung in der Filmgeschichte. Erscheint er, wie hier, als Drehbuchverfasser und Schauspieler, so lassen sie sich zur Besichtigung verführen, trotzdem es sich um eine Kriminalgeschichte handelt. Und müssen dann einmal



Erich von Stroheim und seine Frau Denise Vernac, die beide im Film «So stirbt man nicht» spielen, der aber nicht hält, was er am Anfang verspricht.

mehr feststellen, daß Stroheim längst nicht mehr mitsprechen kann. Nur die blasierte Maske ist geblieben, eine Form ohne nennenswerte Substanz.

Zwar der Anfang ist brilliant, echter Stroheim. Man dreht in einem Filmstudio an einer Sterbeszene. Der männliche Hauptdarsteller soll sich dabei ermorden lassen. Der Regisseur ist aber gar nicht mit ihm zufrieden, «so stirbt man nicht». Die Szene muß wiederholt werden. Das ist schwierig, denn der Schauspieler ist wirklich tot, er ist so gestorben «wie man nicht stirbt». Leben und Regieidee decken sich eben nicht immer, und der Regisseur muß sich vor dem Sachverhalt beugen. Aber die Polizei nimmt sich der Sache an und beginnt nach dem Täter zu suchen, denn normal war dieser Tod trotzdem nicht. Es beginnt nun die übliche Jagd, die aber keine Aussagen von Bedeutung enthält, sondern auf Spannung ausgerichtet ist, was die Amerikaner besser können. Wohl werden zahlreiche Intrigen aufgedeckt, aber wir erhalten keine Einblicke in interessante Zusammenhänge, nirgends werden uns Lichter aufgesteckt, alles bleibt vordergründig. Hervorzuheben ist nur, daß wir nicht in das bekannte, filmdankbare «Milieu» geführt werden. Es sind nicht die gewöhnlichen Berufsverbrecher, denen man begegnet, sondern irgendwie verzweifelte Menschen, die keinen andern Weg mehr zu sehen glauben. Unerfreulich der Schluß: Als endlich die schuldige Person gefunden ist (selbstverständlich diejenige, die man am wenigsten vermutete), entschließt sich der Kriminalkommissär aus purer Bequemlichkeit, einen Unfall anzunehmen,

und sein Gehilfe schließt sich aus «Menschenfreundlichkeit» dem an. Nach Gerechtigkeit wird überhaupt nicht gefragt. Auch das ist Stroheim. Nach einem guten Anfang ein sehr durchschnittlicher Streifen.

Die «Glenn-Miller-Story»

Produktion: USA, Universal
Regie: Anthony Man
Verleih: Universal

ZS. Ein Musikfilm für Jazz-Freunde und für diese von Interesse. Als Vorwand für die zahlreichen Schlager dient die Lebensgeschichte Glenn Millers, der durch einen eigenen Stil dieser Art Unterhaltungsmusik sehr bekannt geworden ist. Er besaß als Arrangeur eine Neigung zur weichen Sentimentalität, die er durch eine bestimmte Zusammenstellung der Blasinstrumente erreichte. Sein noch heute bestehendes Orchester pflegt diesen Stil weiter.

Es wird uns gesagt, daß der Film nur authentische Vorgänge aus dem Leben seines Helden enthalte, ja, daß verschiedene Episoden weggelassen wurden, weil sie im Film zu unwahrscheinlich ausgesehen hätten. Man beabsichtigte also eher einen Dokumentarfilm mit Musik als einen gestalteten Spielfilm. Wir sehen, wie Glenn Miller in seinem Leben manche Niederlage erleiden mußte, bis er endlich auf einen grünen Zweig kam. Und als es soweit war, ist er im Kriege auf einem Fluge verschollen. Dank geschickter Regie ist trotz der ursprünglichen Absicht ein ausgewachsener und ausgeglichener Spielfilm entstanden, wobei allerdings die Spielhandlung durch die übrigens ausgezeichnet wiedergegebene Musik immer wieder auf den zweiten Platz verdrängt wird. Wer Freude an Jazzmusik hat, wird sich diesen Film nicht entgehen lassen.

Knock on Wood

Produktion: USA, Paramount
Regie: Norman Panama und Melvin Frank
Verleih: Paramount

str. Auch für einen Schauspieler mit fast unbeschränkten Möglichkeiten — und Danny Kaye darf sich bestimmt dazu zählen — ist es nicht immer leicht, passende Filmsujets zu finden. Der Kriminalfall um einen staatswichtigen Dokumentendiebstahl, in den der Bauchredner Danny Kaye verwickelt wird, bietet ihm zwar Gelegenheit zur Anbringung seines reichen Registers, doch ist der Streifen dem «Held seiner Träume» deutlich unterlegen. Selbst in der Parodie gibt es Grenzen der Schicklichkeit. Oder kann man in Amerika über in einem Hotelschrank versteckte, aufgespießte Leichen wirklich herzhaft lachen? Da wußte das andere Handlungsgeleise, auf dem die Methoden der Psychiater glossiert werden, schon eher zu gefallen. In Zürich (vielleicht hat man diesen Ort mit Absicht gewählt, weil dort etwas Aehnliches praktiziert wurde) erhält der mit Komplexen behaftete Artist eine Einspritzung, die ihn zum Reden bringt. In London, wo die Behandlung fortgesetzt werden soll, kuriert schließlich der Kranke die Aerztin, indem beide erkennen, daß das Standesamt jede Medizin nach Freudschen Theorien überflüssig macht. Dazwischen geben die Drehbuchautoren dem Komiker mindestens dreimal Gelegenheit, sein Talent zur Imitation auf der Revuebühne zu steigern, tänzerisch und gesanglich, aber die Höhepunkte findet er dort, wo Engländer und Iren in der direkten Zwiesprache kopiert werden.

Der Vetter aus Dingsda

Produktion: Deutschland
Regie: Karl Anton
Verleih: Monopol Films, Zürich

str. Dem Operettenkenner gibt die geographische Lage von Dingsda keine Rätsel auf. Den Uebrigen dürfte wenigstens das zum Volksschlager gewordene Lied «Ich bin nur ein armer Wandergesell...» vertraut sein. Eduard Künnecke hat es in der Berliner Luft komponiert. Aus Ideenmangel haben deutsche Produzenten ihre Kamera vor das aus dem gleichen Klima stammende Libretto gesetzt, die Bildstreifen mit besagter Musik untermalt, daß man sich diesen Vetter für billigeres Geld als im Theater ansehen kann. Somit schmerzt es auch weniger, wenn die Einsicht kommt, daß zu Operettenwitzen eben Bühnenkullissen gehören und keine Bildrealistik auf der Leinwand. Im Norden ist man aber mit Eifer vom Gegenteil überzeugt und unbelehrbar.